

Ein Klassiker der Moderne

Zum 50. Todestag von Albert Camus (1913–1960)

Wolf Scheller*

» Albert Camus, der erste gebürtige Afrikaner, der den Literaturnobelpreis erhielt, wird fünfzig Jahre nach seinem Tod heute sowohl in Algerien als auch in Frankreich wieder gelesen, nahezu neuentdeckt. Präsident Sarkozy will seinen Leichnam vom Friedhof im provenzalischen Lourmarin nach Paris ins Pantheon überführen lassen.

Die Renaissance von Albert Camus begann vor etwa zwei Jahren, als sich sein Verlag *Gallimard* anschickte, eine neue Ausgabe seiner Werke zu edieren, darunter auch bis dato weitgehend unbekannte Texte, die Camus' Denken in einem neuen Licht zeigten, als einen populären Autor, dessen Einsichten und Einreden von verblüffender Aktualität sind. Wenn man sagt, dass das Klassische nichts Fremdes an sich habe, weil es immer seine Gegenwart habe, dann ist Camus ein Klassiker der Moderne. Er artikulierte ein privates Sentiment, das seiner Zeit weit voraus war, den sich an dem Geist der Utopien orientierenden Zeitgenossen von Jean-Paul Sartre bis Frantz Fanon aber völlig gegen den Strich ging. Der Psychiater Fanon schrieb damals, nur durch Gewalt „können die Massen die Wirklichkeit der eigenen gesellschaftlichen Lage erkennen“. Es ging um den jahrelang mit großer Erbitterung geführten Algerienkrieg, um die Verbrechen der französischen Armee und den Terror der algerischen Befreiungsbewegung FLN. Camus trat für ein gerechtes und demokratisches Algerien ein, wandte sich gegen die Unterdrückung der Kolonialmacht Frankreich, verurteilte aber auch den Terror der FLN: „*Ich muss auch einen Terrorismus verurteilen, der, beispielsweise in den Straßen Algiers, blind wütet und eines Tages auch meine Mutter oder meine Familie treffen kann. Ich glaube an die Gerechtigkeit, aber bevor ich die Gerechtigkeit verteidige, werde ich meine Mutter verteidigen.*“

Die Algerier haben ihm dies nie verziehen. „*Ich liebe die Gerechtigkeit, aber ich liebe auch meine Mutter.*“ Camus, der für einen Ausgleich plädierte und den blutigen Unabhängigkeitskampf schon deswegen ablehnte,



weil er generell nichts von Bomben hielt – dieser Sohn eines im Ersten Weltkrieg gefallenen Algerienfranzosen hatte 1939 in sein Tagebuch geschrieben: „*Der Krieg ist ausgebrochen. Wo ist der Krieg? Wo können wir, abgesehen von den Nachrichten, die*

wir glauben, von den Anschlägen, die wir lesen sollen, die Zeichen dieses absurden Ereignisses wahrnehmen? ... Man möchte an ihn glauben. Man möchte sein Antlitz erkennen, aber er lässt sich nicht fassen.“

1950 war die deutsche Übersetzung des *Mythe de Sisyph*e erschienen, das vielleicht berühmteste, aber auch schwierigste Werk Camus'. Was bedeutet es, ein Leben ohne Hoffnung auf eine erfüllte Zukunft, ohne ewige Wahrheiten und Illusionen zu führen? Darum geht es in diesem Buch, dessen berühmter Satz („*la fameuse phrase*“) sprachlich nicht ganz einwandfrei übersetzt, zum klassischen Zitat der Camus-Gemeinde wurde:

* Wolf Scheller ist Hörfunkjournalist mit den Arbeitsschwerpunkten Literaturkritik und Politik beim WDR.

„Wir müssen uns Sisyphos als einen glücklichen Menschen vorstellen.“ Immerhin aber ist dieser Text in einer der düstersten Epochen des 20. Jahrhunderts entstanden. Dieses Buch, so meinte Sartre ziemlich apodiktisch, sei eine „*Theorie des absurden Romans*“. Für Camus ging es aber nicht um Theorie. In seinen Augen war der Sprung in eine rettende Einheit mit der Welt, in einen Lebensplan, der sich mit den ideologischen Zielen einer politischen Partei gemein machte – oder im Glauben an einen Weltenlenker wurzelte – ein Verrat an der Lebenserfahrung. Camus suchte unmittelbare Wahrheiten, Grunderfahrungen, und dabei geriet er an das Gefühl des Absurden, an den unauflösbaren Zwiespalt zwischen der Sehnsucht des Menschen und den Grenzen des Lebens. Seine Lebensregel lautete anders: „*Sein Leben, seine Auflehnung und seine Freiheit so stark wie möglich empfinden, das heißt: so intensiv wie möglich leben.*“

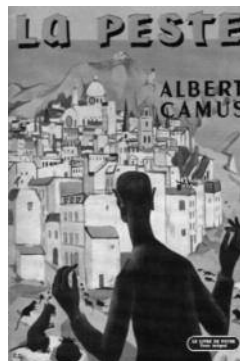
Worin aber besteht die Aktualität dieses Dichters, hat seine Haltung zur Welt heute noch die Bedeutung, die sie vor 53 Jahren hatte, als der damals gerade 44-Jährige in Stockholm den Literaturnobelpreis entgegennimmt? Die Denkmode und Lebenshaltung in Europa stand nach dem Weltkrieg als Existentialismus mit beiden Beinen auf den Fundamenten der deutschen Existenzphilosophie. Damals wie heute stört sich die studentische Jugend an der zunehmenden Verwaltung des Denkens, die als unerträglich empfunden wird. Camus und sein Konzept von Individualismus bieten da eine Art Impfstoff an: Jeder ist auf sich allein gestellt in einem verantwortungsvollen, zur Welt stehenden Sinne.

Anders als Sartre hat sich Camus auf die Seite des nackten Lebens des Einzelnen geschlagen. Die ideologisch gefärbte Systemkritik der Nachkriegsjahre richtete sich gegen seinen Subjektbegriff und sein von den Kritikern als romantisch angesehenes Konzept vom Individualismus. Das ändert aber nichts daran, dass seine existentiellen Fragen nach

dem Sinn des Daseins nach wie vor notwendig sind. So bleibt Camus in dieser Hinsicht bis heute ein Vorbild.

Den Gulag verurteilen

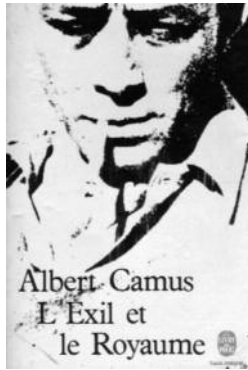
Im Existentialismus wurde aktuell auch erbittert um die Frage gestritten, wie die stalinistischen Straf- und Konzentrationslager zu beurteilen seien. Das war der eigentliche Ausgangspunkt. In seinem Buch *Der Mensch in der Revolte* hatte Camus gefordert, dass der stalinistische Gulag benannt und verurteilt werden müsste. Sartre beharrte seinerzeit auf der Position einer ideologisch verblendeten Philosophie. Eine Verurteilung Stalins hielt der Autor von *Das Sein und das Nichts* für unangemessen, weil der russische Kommunismus noch immer der Motor einer ersehnten Veränderung der Gesellschaft im Sinne von Karl Marx war. Camus hingegen verteidigte konsequent das individuelle Glück gegen die kollektive Erfahrung einer Endbeglückung. Seine Haltung, das Beste zu bewahren und seine Methode, „*die Aufrichtigkeit*“, haben dann schließlich zum Bruch mit Sartre geführt, dessen „*caesarischen Sozialismus*“ er scharf kritisierte. Im November 1957, sechs Jahre nach der Trennung von Sartre, notiert Camus in sein Tagebuch: „*Die Demokratie ist nicht das Gesetz der Mehrheit, sondern die Beschützung der Minderheit.*“



einem „endgültigen Sieg“. Vielmehr hat man es mit einem glücklichen Ende des Stoizismus zu tun, eine Art Fortschreibung des Mythos vom „*glücklichen Sisyphos*“.

In der algerischen Stadt Oran bestimmt die sich unerbittlich ausbreitende Epidemie allmäh-

lich das gesamte Leben. Die Pest verändert die Existenz des Einzelnen. Es kommt aber nicht darauf an, dass in diesem Dasein irgendetwas einen Sinn hat, sondern dass der einzelne seine Pflicht erfüllt in einem Leben ohne Gott, in einer grundsätzlich unvollkommenen Schöpfung, die nur ein Ziel zu erkennen gibt: den sinnlosen Tod: „*Der Pestbazillus stirbt nicht und verschwindet nie.*“ Also kämpft der heroische Mensch gegen die Epidemie an. Er vertritt die Position eines Dennoch-Ethos. Notfalls geht er aufrecht unter. Cottard „wächst“ im Roman mit der Pest, er ist „*nicht unzufrieden*“, weil ja „*wenigstens alle im gleichen Boot*“ sitzen. Am Ende kommt Camus zu dem Schluss, dass es nur darum gehe, herauszufinden, was der Hoffnung des Menschen als Antwort gegeben wird. Der Leser kann die Gewissheit mitnehmen, dass Mut, Willenskraft und Nächstenliebe auch ein scheinbar unabwendbares Schicksal meistern.



„*Alles kommt von meiner angeborenen Unfähigkeit, ein Bourgeois und zudem ein zufriedener Bourgeois zu sein. Der geringste Anschein von Stabilität in meinem Leben erfüllt mich mit Schrecken.*“ Dieses Bekenntnis aus dem Tagebuch März 1951–Dezember 1959 zeigt einen Menschen, der als 17-Jähriger die Hölle der Tuberkulose kennengelernt hatte, aber gegen alle Vernunft nicht auf die Zigarette, nicht auf diesen Selbstmord auf Raten verzichten wollte. Camus war der Mann der Widersprüche, vor allem der eigenen. Er war flexibel, ohne seine Grundüberzeugungen zu verraten. Aber auch im Tagebuch bleibt er verschwiegen: „*Für mich ist das Leben geheim. Geheim für die anderen (und das hat X. so sehr bekümmert), aber es muss es auch in meinen eigenen Augen sein, ich darf es nicht in Worten kundtun. Heimlich und ohne Formulierung, so ist es für mich am reichsten.*“

Als Camus 1957 der Nobelpreis für Literatur zugesprochen wurde, war er längst so etwas wie eine moralische Instanz geworden. Trotz seines

jugendlichen Alters. Den Preis erhielt er ausdrücklich für den schmalen Roman *Der Fall*, der ein Jahr zuvor erschienen war. Camus schildert in diesem Buch den Fall des Pariser Anwalts Johannes Clamans, der seine Karriere als erfolgreicher und beliebter Strafverteidiger der Pariser Hautevolee freiwillig aufgibt, um als Winkeladvokat und „Bußrichter“ unter den Asozialen im Amsterdamer Hafenviertel unterzutauchen. Auslöser für diesen seltsamen Wechsel ist ein Gewissenskonflikt. Clamans hat den Hilfeschrei einer Selbstmörderin ignoriert. Er bekennt, dass Selbstgefälligkeit und Opportunismus die Triebfeder seines Gerechtigkeitssinnes waren.

Camus ahnte, dass ihm der Nobelpreis auch eine Menge Verdruss bereiten würde. Am 12. Dezember 1957 diskutiert er mit Studenten in der Stockholmer Universität. Ein junger Algerier greift ihn an, beschimpft ihn, nichts für Algerien getan zu haben. Hier fällt sein später dann so berühmt gewordener Satz, dass er die Verteidigung seiner Mutter allem anderen vorziehe, auch der Gerechtigkeit. Zwei Tage später hält er eine Rede, *Der Künstler und seine Zeit*, vor Studenten im Audimax der ältesten Universität Schwedens, in Uppsala, siebzig Kilometer nördlich von Stockholm. Hier formuliert er sein künstlerisches und gesellschaftspolitisches Credo: „*Die Kunst lebt vom Zwang und stirbt an der Freiheit.*“ Er – Camus – könne ohne seine Kunst nicht leben. Camus lehnt in Uppsala zwar nicht den Kapitalismus ab, wohl aber die von ihm so bezeichnete „Händler-Gesellschaft“. Sie habe „*hundert Jahre lang einen ausschließlichen und einseitigen Gebrauch von der Freiheit gemacht, sie viel eher als ein Recht denn als eine Pflicht angesehen und sich nicht gescheut, sooft sie es vermochte, eine grundsätzliche Freiheit in den Dienst einer tatsächlichen Unterdrückung zu stellen.*“

Der erste Mensch

Camus gehörte nicht zu den *Mandarins* von Paris. Auch weigerte er sich, an des Kaisers neue Kleider zu glauben, wie es der Kreis um Sartre und Simone de Beauvoir mit Erfolg betrieb. 1959 begann er mit der Arbeit an dem Roman *Der erste Mensch*, eine Autobiographie, die den inzwischen

weltberühmten Nobelpreisträger, Résistance-Kämpfer und engagierten Schriftsteller wieder als *pied-noir* hervortreten lässt, als Algerienfranzosen, als Gassenjunge aus Algier, der in einem Haushalt aufwächst, in dem es nur die nötigsten Möbel gibt, keine Bücher, kein Radio, der aber entschädigt wird durch die Sonne, das Baden im Meer. Das Buch ist eine Erinnerung des Herzens, der Roman einer Kindheit, einer Suche nach Herkunft, nach Identität. Das Buch wird nie fertig. Der Autounfall bei Villeblevin am 4. Januar 1960, als der Wagen,



Marke *Facel Véga*, gegen den Baum knallt, Camus und der Verlegersohn Michel Gallimard tot aus den Trümmern geborgen werden, setzt den willkürlichen Schlusspunkt unter diese Arbeit. Das Romanmanuskript – 144 eng beschriebene, nicht bearbeitete Seiten – wurde in einer Mappe gefunden, die Camus bei sich führte. Den Roman hatte Camus seiner Mutter gewidmet.

Wer Camus in Wirklichkeit war, lässt sich auch heute noch nicht schlüssig beantworten. Es gab keine Ideologie, der er sich nach dem kurzen Liebäugeln mit den Kommunisten hätte anschließen können. Camus stand für sich selbst und allein. In seinen Texten tritt er uns als ein Einzelner entgegen. „*Die Wahrheit*“, so heißt es in seinem letzten Tagebuch, „*ist keine Tugend, sondern eine Leidenschaft. Deshalb ist sie niemals barmherzig.*“

Albert Camus im *Panthéon*?

Wieder einmal überraschte Nicolas Sarkozy mit einem außergewöhnlichen Vorschlag: Die sterblichen Überreste von Albert Camus, so der Staatspräsident am 19. November 2009, sollten ins Pariser *Panthéon* überführt werden – dort, wo Voltaire, Rousseau, Victor Hugo und etliche Größen der Nation begraben liegen. Nur: Für die Exhumierung ist die Zustimmung der Angehörigen nötig. Aber Catherine, die Tochter des Schriftstellers, war sich unsicher. Ihr Zwillingsbruder Jean hingegen war deutlicher: Eine „*politische Vereinnahmung*“ komme nicht in Frage. Äußerungen der Ehefrau von Camus, die 1957 gefürchtet hatte, ihr Mann würde den Literaturnobelpreis ablehnen, wurden zitiert. Angeblich nahm er den Preis nur aus finanziellen Gründen an. Viele Camus-Verehrer fanden weitere Zitate, die diese Meinung bestätigen: „*Jedes Mal, wenn ich eine politische Rede höre, bin ich erschrocken, wie wenig Menschliches darin ist*“, hatte der Schriftsteller einmal gesagt. Sein Biograf Olivier Todd wandte sich dagegen, „*dass die Ikone besudelt wird*“.

In einem vehementen Beitrag in der Tageszeitung *Le Monde* erinnerte der Philosoph

Michel Onfray daran, dass der Humanist und Moralist Camus „*die Entmenschlichung der linken wie rechten Politik*“ erkannt hatte: „*Man kann ihn nicht vereinnahmen!*“ Er schrieb einen offenen Brief an den Staatspräsidenten, um den Vorschlag zu kritisieren, nicht jedoch den Schriftsteller, den er für seine Universalität rühme. Mehr noch: Onfray listet alle politischen Handlungen, Reformen und Visionen des Staatschefs auf, um nachzuweisen, dass er kein ehrlicher Verehrer von Albert Camus sein kann. Auch Jean Daniel, der Herausgeber des Wochenmagazins *Nouvel Observateur*, kann sich für die Idee nicht begeistern: „*Lasst ihn bloß nicht umbetten!*“, schreibt er in Erinnerung an seinen alten Freund.

Sarkozys Vorgänger haben berühmte Persönlichkeiten ins *Panthéon* aufnehmen lassen: François Mitterrand hatte Jean Monnet und das Ehepaar Curie (und damit übrigens die einzige Frau) dadurch geehrt. Jacques Chirac ließ André Malraux und Alexandre Dumas umbetten. Wer dafür ist, dass nun auch Camus ins *Panthéon* kommt, liefert ein letztes Argument für diesen Vorschlag: Wer weiß heute noch, wer Victor Hugo für diese Ehre vorgeschlagen hatte?

Gérard Foussier